

Findig

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **39 (1913)**

Heft 35

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-445952>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Friedensglocken

Bimmelbammel, bammelbimmel
tönt es friedlich her vom Haag:
Lümmel, Hammel, Hammel, Lümmel
jeder, der 's nicht hören mag.

Warum sollen wir nicht tönen?
Klingt es doch so angenehm!
Und wir künden von dem Schönen
übrigens und ohnedem.

Klingen muß es auf und nieder
von den Träumen dieser Welt,
schon damit die Bertha wieder
wie gewöhnlich Recht behält.

Mittlerweile spielt man schändlich
auf zum neuen Totentanz,
doch den Glocken selbstverständlich
dient es nur zur Resonanz.

In das Köcheln, in das Klagen
läuten sie, und ich und du
hören's ach so gern und fragen
nicht weshalb und nicht wozu.

Christen mögen morden, meucheln,
wie es jedem grad gefällt,
doch wir Glocken müssen h—allen,
denn wir tun es ja für G—ott.

Abraham a Santa Clara

Männerstolz vor Fürstenthronen

„Königliche Hoheit! Durchlauchtigster, gnädigster
Prinz und Herr! Hohe Seßgäste! Erfüllt von dem
Geiste, der unser Werk erstehen ließ, bekunden wir
in dieser feierlichen Stunde die Empfindungen, die
uns befeelen. In tiefster Ehrfurcht gedenken wir
unseres allgeliebten Landesherrn, Sr. Königl. Hoheit
des allerdurchlauchtigsten, allergnädigsten Prinzregenten,
allerhöchsthöchster welcher Quere Königl. Hoheit mit
allerhöchster Vertretung allerhuldvollst zu vertrauen
geruht haben, wodurch (!) unser Best die höchste
Weihe erhielt.“

Sür diesen allergnädigsten Beweis landesväterlicher
Gesinnung entbieten wir S. K. S. allerehr-
furchtvoollsten Dank. In treuester Verehrung schlagen
unser aller Herzen und ehrfurchtgebietend (!) erheben
wir unsere Blicke empor, um mit innigster Begei-
sterung und in tiefster Verehrung Eurer Königl.
Hoheit allerehrerbietigsten Willkommen zu entbieten
und dem innigsten Danke über höchstselbiges (!) Erscheinen
gebührenden Ausdruck zu verleihen. Der heutige Tag
wird sich ehrenvoll an die ruhmreiche
Vergangenheit anschließen und einen neuen Markstein
bilden in der Geschichte (!) unseres lieben
Bayerlandes. Die treue Anhänglichkeit usw.“

Allerdurchlauchtigster Nebelspalter!

Das durch Allerhöchstherrn gütigüberlassende, tiefst-
gefühlteste Genehmigung im vorstehenden abgedruckte
schlichte teufische Männerwort wurde nicht anlässlich
der Eroberung eines Kiefenreiches durch den Sieg
eines Alexanders, sondern was soldiermaßen aus
ehrfurchtschäumendem Munde floß, wurde mit Aller-
höchstherrn zuzuhören geruhenden Erlaubnis bei
Gelegenheit einer Denkmalsenthüllung in der Stadt
Bans Sachsens in Boden- und sonstwohin kriechender
Untermürigkeit von allegnadensonnenaufsichtbereinenden
und in Höchstherrn selbst Wohlwollenmollust zer-
schmelzenden Lippen eines Privatiers — gesprochen.
Alexander war kein Alexander, sondern ein gemü-
thlicher bayrischer Prinz. In allerhuldvollster Weise
haben der Herr Verfasser und Redner den Tages-
zeitungen (z. B. „Sränkischer Kurier“ Nr. 432) die
Veröffentlichung dieser markigen, gesinnungsstrobenden
Rede in Gnaden zu gewähren geruht.

Es zerfließt vor Glück, durch die gegen Aller-
höchstherrn natürlich nicht aufkommende Güte des
Schicksals in den Stand versetzt zu sein, dieses welt-
ausdenangelhebende Kulturdokument Ew. Gauri-
ankardurchlaucht in Verzückung übermitteln zu können,

Allerdurchlauchtigster untertänigkeitsempfindlichgedrückter
höchsteigener in Ehrfurcht ersterbendster
Abraham a Santa Clara

Sehr sprachverwandte Redaktion!

Mitten in die Bundstage hinein trifft es die meisten
Kongresse, womit jedesmal eine Sprachenfrage
vermengt wird. Im Haag war es der Friedens-
kongreß, wo die Großmächte sich auf französisch
empfehlen, in Moskau war es der Katholikenkongreß,
wo der Klerus mit seinem Latein zu Ende kam,
in Bukarest waren die Bulgaren sprachlos und
am Schiffahrtskongreß in Konstantinopel mußte der
Bundsrat Calonder angelegen sein, über unsere Wasser-
wirtschaft einmal ein Wort deutsch zu reden! Beim
Diplomatenkongreß in Konstantinopel mußte der Bul-
gare Naischewitsch einwilligen, daß die Adrianspeler
Schulbuben ihren cyrillischen griechisch-katholischen
Katechismus gegen den türkischen Koran ver-
tauschen mußten!

Eine große Freude hätte auch der polyglotte
Pfarrer Schleyer sel. in Konstantinopel erlebt, wenn er
die babylonische Sprachenverwirrung — pardon —
den Esperanto-Weltkongreß in Bern mitangesehen
hätte. Leicht wäre ihm da bewußt geworden, daß
jeder Schnabel so gewachsen ist, wie ihn die Mutter
gepflanzt hat, daher das Esperanto, das Ido, Kot-
wälsch, Mattenenglisch und Chäe-Dütsch! . . . Den
Esperantisten wollte der Ehrenpräses, alt Bundesrat
Breg, die Freude nicht verderben. Weil sowohl
Esperanto- als auch Ido-isten amdeutend waren, so
sprach er deutsch und verschmupfte damit weder die
Samojeden noch die Sidshi-Inulaner. Dafür haben
sich aber die Emmentaler und die Mäteliere umso mehr
gefremt! Auch der Alpenröseli-Köbel, wenn er noch
lebte, hätte sicher Vergnügen daran gehabt!

An unsern Schützenfesten werden aber die Esperan-
tisten ihre verhungerte Nationalhymne in den ersten
hundert Jahren schwerlich anbringen! . . . Sie wird
auch in Esperanto, Ido, Dudo, Erdo etc. ganz ver-
schieden lauten. Zum Besten gehörte offenbar der
von Organist Karl Locher geleitete Orgelvortrag in
— Esperanto! . . . Ich bin als Kriegs- und Friedens-
berichterstatler in aller Herren Ländern und Weinkellern
berandert und habe allerlei miterlebt, aber einzuwei-
len rate ich doch jedem, seinen Bubzen ein solides Deutsch,
Sranzösisch, Englisch, Spanisch, Italienisch etc. beizu-
bringen, denn bis einmal am Zürcher Bahnhof zwei
Dienstmänner im Streit sich in Esperanto mit Sobel,
Luscheib etc. traktieren, wird noch viel Wasser die
Limmat hinunterfließen und auch die Marika wird
bis dorthin nicht mehr im Balkan liegen, sondern
langst etwa am Nordpol im status quo! . . .

Mit dem Gold in Dimotika habe ich schlechte
Erfahrungen gemacht, denn erstens gibt es da keins,
zweitens ist es mir bei der balkanischen Hitze bis auf
wenige Bazzen zusammengegeschmolzen. Senden Sie
mir etwa drei- bis zweihundert Franken in einem
Cheque auf die Leihkasse Gnos (Sillale Steckborn),
womit ich verbleibe, Ihr militärisch-politisch höchst
wacht- und trinkfester
Trulliker.

Sindig

Mein Onkel Victor hatte Namenstag. Sür solche
Gelegenheiten: Namenstag, Geburtstag etc. hatte er
sich ausbedungen, daß ihm nur praktische Sachen,
die allenfalls auch im Haushalt Verwendung finden
können, geschenkt würden. Mit der Zeit war er nun
praktisch so ausgerüstet, daß es immer schwieriger
wurde, für ihn etwas Passendes zu finden. Diesmal
sah aber meine sindige Tante Karoline doch noch
etwas Originelles: auf Onkel Victors Namenstags-
fest prangte ein „Kehrichtkübel Victor D. R. P.“
Ing.

Alkoholisches

„Sie müssen mit dem Trinken aufhören,“ sagte
der Arzt zu einem alten Oberst, „sonst geht es Ihnen
schlecht!“

„Wirklich, Herr Doktor?“

„Ganz sicher! Wenn Sie dagegen den Genuß
geistiger Getränke einstellen, werden Sie Ihre Lebens-
tage verlängern.“

„Ich glaube Sie haben Recht. Beim letzten
Manöver bin ich einmal vierundzwanzig Stunden
ohne einen anständigen Tropfen gewesen. Kein Tag
in meinem Leben ist mir so lang vorgekommen, wie
dieser.“
S.

Des Berner Stadttheaters Rettung

Der Bau besteht monumental,
Das Geld vergeht pyramidal.
Ein immer wachsend Defizit
Wirkt hemmend auf den Kunstskredit.
Die klügsten un'rer großen Geister
Behelfen leider sich mit Kleister.
Sie brüten Pläne und Gedanken
Und suchen 100,000 Franken
Als freie Spende Jahr für Jahr.
Ach Gott, wie ist das Geld so rar!

In erster Linie kriegt Beachtung
Der Mufentempel in Verpachtung.
Indessen, der Regiebetrieb
Ist aus internen Gründen lieb:
Er sichert in der Kunstverwaltung
Die subjektive Ausgestaltung;
Wie schmerzlich wäre es, zu missen
Das Wirken hinter den Kulissen!
Feld Paris hat dereinst beehrt
Mit einem Apfel Aphrodite;
Wir machen dieses umgekehrt,
Es ändern Richter sich und Sitte.
Ein holdes Frauendreigericht,
So munkelt Bern, im Kunstreich spricht.

Doch wo der Weg, der uns zum Ziele
Geleitet, aus dem Unterfluß
Der köstlichen Theaterpiele
Uns sichert steten Kunstgenuß?
Die Kirche und die Schule fristen
Mit Steuern ihre Existenz;
Es steuern auch die Sozialisten,
Sie kennen keine Spartenidnz.
Und opferfreudig Steuern schneidzt
Der Mann, der einen Hund besitzt.
Theater, du, der höchsten Güter
Gemeinte Stätte, treuer Hüter,
Wie willig würde für dein Leben
Der Bürger seine Steuer geben!
Mein Vorschlag ist ein völlig neuer:
Beschließt doch die Theatersteuer!

Karl Jahn

Das Eine oder das Andere

Kleine Jungen begleiten ihre Mütter nicht gerne
bei Besuchen; das liegt nun einmal im Blute. Auch
der kleine Richard sträubte sich stets dagegen, seine
Mama bei Besuchen zu begleiten. Diesmal wurde
ihm aber die Bitte dadurch verfaßt, daß er sich selbst
„zurecht machen“ durfte. Alles ging tadellos; schon
hatte er seinen kleinen Mantel angezogen, da fiel
ihm plötzlich etwas ein.

„Mama“, rief er die Treppe hinunter, „soll ich
Handschuhe anziehen oder mir die Hände waschen?“
S.

Der arme Junge

Er war Pianist, hatte seine Amerikareise hinter
sich und kam nach langer, langer Zeit wieder in
sein Heimatstädtchen. Auf dem Bahnhof hatte man
alles aufgeboten, um den jungen Mann, durch den
die Stadt eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte,
würdig zu empfangen. Er stand am Fenster des
einfahrenden Zuges, fuhr sich durch die langen Locken
und betrachtete verwundert die vielen aufgeregten
Menschen. Endlich hielt der Zug. Das Empfangs-
komitee schob die alte Mutter vor, um den Gefeierten
zuerst zu empfangen. Diese fiel ihm um den Hals
und meinte: „Mein armer, armer Junge!“ Und als
dieser ob dieser Ansprache ein verwundertes Gesicht
machte, meinte sie noch immer meinent: „Du willst
in Amerika so viel Geld verdienen haben und hast
nicht einmal so viel, um Dir die Haare schneiden zu
lassen!“
S.